

JULES GRAY  
Todscharze Nacht

Über die Autorin

**Jules Gray** hatte als Rechtsanwältin unter anderem mit Strafrecht zu tun, bevor sie ihren Beruf an den Nagel hängte, um sich ganz dem Schreiben zu widmen. Krimis und Thriller sind ihre große Leidenschaft. Zu Hause ist Jules Gray in einer Großstadt – auch wenn sie von einem kleinen Cottage in Cornwall träumt.

JULES GRAY

TOD  
SCHWARZE  
NACHT

THRILLER

Lubbe



Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



Originalausgabe

Copyright © 2024 by Bastei Lübbe AG,  
Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Vervielfältigungen dieses Werkes für das Text- und  
Data-Mining bleiben vorbehalten.

Textredaktion: Friederike Haller, Berlin  
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München  
unter Verwendung von Motiven von  
© FinePic®, München (2) und © Getty Images/fhm  
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen  
Gesetzt aus der Bembo  
Druck und Verarbeitung: GGP Media GmbH, Pöbneck

Printed in Germany  
ISBN 978-3-404-19238-0

2 4 5 3 1

Sie finden uns im Internet unter:  
[luebbe.de](http://luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [lesejury.de](http://lesejury.de)

## Prolog

Als sie aufwachte, wusste Jenny nicht, wo sie sich befand. Erschöpft schaute sie sich um. Sie lag auf einer harten Matratze in einem kleinen Raum. Es war totenstill. Ein schwaches rötliches Licht leuchtete an der Decke, ansonsten war es düster. Nur Mauern, keine Fenster.

Sie rieb sich über die Augen. Echt jetzt, wie viel hatte sie getrunken, dass sie nicht mal mehr wusste, wo sie sich zum Pennen hingelegt hatte? Sie hätte schwören können, dass sie gestern Abend in der Mall ...

Oder hatte sie alles nur geträumt?

Livie? Wo war Livie? Sie fuhr auf. Wenn sie ihre geliebte Ratte beim Schlafen erdrückt hatte ... Magensäure stieg beißend ihre Kehle nach oben, sie musste ein paarmal schlucken.

Aber sie hatte den Mantel gar nicht an, in dessen großen Taschen Livie meistens saß. Zum Glück. Oder hieß das ...? O Gott, war Livie abgehauen? Wenn der Mantel auf dem Boden lag, dann war es ohne Weiteres möglich, dass sie weggelaufen war. Jenny stemmte sich von der Matratze hoch, schaute sich im ganzen Raum um. Keine

Spur von dem Kleidungsstück oder ihrer einzigen echten Freundin.

Sie taumelte zur Tür. »Livie.« Ihre Stimme klang rau. »Livie, meine Kleine, wo bist du?« Sie drückte die Klinke nach unten. Die Tür ging nicht auf. Jenny rüttelte, zog und schob. Drückte erneut die Klinke. Nichts. Klemmte die Tür oder ... oder war sie hier eingesperrt? Scheiße.

Sie rüttelte fester. Die Tür rührte sich nicht. Schweiß sammelte sich in ihren Handflächen. Sie musste hier raus. Livie suchen. Die würde sonst echt verdursten und verhungern, und sie selbst auch. Und dann konnte sich niemand mehr um ihre Ratte kümmern. Tränen brannten in ihren Augen. Scheiß Alkohol. Warum hatte sie gestern so viel getrunken?

Wieder rüttelte sie an der Klinke. Nichts. Sie trat und hämmerte jetzt, so fest sie konnte, gegen die Tür. »Hilfe!«, schrie sie. »Hilfe!«

Sie schrie, bis ihre Kehle brannte. Irgendwann sank sie in die Knie. Bekam einen Hustenanfall, der sie durchschüttelte.

Sie hatte keine Ahnung, wie lange sie verzweifelt im Halbdunkel gegessen hatte, als sie plötzlich ein Geräusch von draußen hörte. Hoffnungsvoll richtete sie sich auf. »Hallo? Bitte helfen Sie mir!«, rief sie.

Ein Schlüssel drehte sich im Schloss und die Tür wurde aufgerissen. Im dunklen Flur stand ein muskulöser, schwarz gekleideter Mann mit einer Sturmmaske über dem Gesicht. Jenny wusste sofort, wer das war. Schreckliche Angst kroch ihr durch die Eingeweide.

»Falls du das Vieh hier suchst«, sagte der Mann kalt und

hob ein kleines Fellbündel hoch, das über und über mit Blut beschmiert war. »Ich habe sie bei lebendigem Leib ausgeweidet. Das werde ich auch mit dir machen, aber noch nicht gleich. Erst wirst du noch den Köder für mich spielen.«

# Kapitel I

Die Lichter im Festsaal funkelten golden und hell. Dröhnender Applaus erfüllte den Raum. Lous Herz schlug schnell, als sie in dem ungewohnten schwarzen Abendkleid an den dicht besetzten Zuschauerreihen vorbei vor zur Bühne schritt. Wahnsinn, dass der Moderator gerade wirklich ihren Namen genannt hatte! Dass ihre Reportage über die Kinder alkoholkranker und drogenabhängiger Eltern aus den Talbergbaracken den Preis für die beste investigative Berichterstattung gewonnen hatte!

Lou stieg die Stufen zur Bühne nach oben. Sie hatte es geschafft. Für Nneka, Sarah, Levin und die anderen Kinder und Jugendlichen. Jetzt würden die Politiker und das Jugendamt und all die anderen hoffentlich nicht mehr wegsehen, sondern endlich helfen.

Ihre Knie wurden weich, als ihr Blick für einen Moment über das Publikum streifte. Politiker, Journalisten, Prominente – alles, was Rang und Namen hatte, war heute hier. Auch der Chefredakteur der überregionalen Zeitung, für den sie die Reportage als freie Journalistin geschrieben hatte. Sie streckte die Hand aus, um die Gratulationen des



Moderators entgegenzunehmen, als sie das laute, wütende Hupen eines Autos und das Quietschen von Bremsen vernahm.

Sie zuckte zusammen. Es dauerte eine Weile, bis sie richtig zu sich kam und kapierte, dass sie nicht auf der Bühne stand, sondern nur von damals geträumt hatte. Ihr Rücken und der Nacken schmerzten, sie musste auf der verdammten Bank eingeschlafen sein. Es war mittlerweile Abend und ekelhaft kalt. Mit eisigen Händen rieb sie sich über die Augen.

Die Hupe und das Quietschen waren verstummt, aber das monotone laute Rauschen der Stadtautobahn, die hinter einer graffitibedeckten Lärmschutzwand vorbeiführte, drang immer noch an ihr Ohr. Die niemals schlafende Lebensader eines Ungetüms.

Lou bewegte ihre Finger, um sie aufzuwärmen, dann tastete sie ihre Hosentasche ab. Gott sei Dank, der Fünfer, den sie mit dem Sammeln von Flaschen verdient hatte, war noch da. So ein Glück hatte man nicht immer, das hatte sie vor zwei Monaten in ihrer ersten und einzigen Nacht in einer stinkenden Notschlafstelle schmerzlich erfahren. Ihr Handy, ihr Geld, ihre Armbanduhr, sogar die halb volle Colaflasche – alles weg. Nur die Kette von Ellie, die sie nie ablegte, hatte sie noch um den Hals hängen gehabt; für einen Außenstehenden war sie ja auch nichts wert. Eine einfache Schnur mit der aufgefädelten, bunt angekritzelten Aufreißlasche einer Getränkedose.

Mit steifen Gelenken setzte Lou sich auf und zog ihre dicke rote Jacke zurecht. Ihr Magen knurrte, wie eigentlich immer, seit sie auf der Straße lebte. Mit den Fingern

kämmte sie sich durch die braungrauen lockigen Haare, die dringend einen Haarschnitt gebraucht hätten. Die Luft war so kalt, dass sie beim Einatmen im Hals wehtat. Anzeichen der Kältewelle, deren Beginn für diese erste Dezemberwoche angekündigt worden war.

Sie ballte die Fäuste. Keine Ahnung, wie sie den Winter hier draußen überstehen sollte. *Ob* sie ihn überstehen würde.

Sie erhob sich. Es war müßig, darüber nachzudenken. Sie musste schauen, dass sie etwas zu essen auftrieb, und danach ...

Die panischen Hilfeschreie einer Frau gellten durch die Luft.

Lous Mund wurde trocken. Für einen Moment wusste sie nicht, ob sie sich die Schreie nur einbildete, ob sie mitten in einem ihrer Albträume ...

Dann wurde ihr wieder klar, wo sie sich befand, und sie rannte los. In ihren Ohren rauschte das Blut.

Die Schreie, die jetzt in ein verzweifertes Wimmern übergingen, schienen aus Richtung des kaputten Reiterdenkmals zu kommen, das am Ende des Wegs hinter dichtem dornigem Gestrüpp im kleinen Invalidenpark stand. Nachdem Lou einige Stechpalmen hinter sich gelassen hatte, konnte sie im Licht der Straßenlaternen die Wiese beim Denkmal sehen. Ein Mann mit kahlrasiertem Schädel und heruntergezogener Jeans kniete dort über einer liegenden jungen, zierlichen Frau mit hellrosa Haaren, die sich verzweifelt wehrte, wimmerte und schrie. Ihr Pulli war hochgeschoben, ihre Brüste nackt. Der Mann versuchte, ihr die Hose herunterzureißen,

während er sie mit der anderen Hand brutal am Boden fixierte. Neben den beiden lagen ein großer pinkfarbener Rucksack und einige leere Bier- und Schnapsflaschen.

Ein dunkelhaariger Typ mit schweren Springerstiefeln und einer Bomberjacke stand ein paar Schritte entfernt dabei und schaute offensichtlich amüsiert zu. Er trug den schwarz-weißen Schal der radikalen Stadtguards, Arschlöcher, die behaupteten, für Sicherheit zu sorgen, indem sie wohnungslose Menschen mit allen Mitteln aus der Innenstadt vertrieben.

Die junge Frau weinte. Lous Atem beschleunigte sich. Die Bilder vor ihren Augen vermischten sich mit denen in ihrem Kopf. Von Ellie, wie sie dagelegen hatte, während das Leben nach und nach aus ihrem Blick verschwunden war. Wut stieg in Lou auf, Wut, die sie kaum kontrollieren konnte, und ihr wurde heiß. Mit schnellen Schritten marschierte sie auf den Kahlköpfigen und die Frau zu.

»Hör auf«, schrie sie den Mann an. Alkoholdunst und Schweißgestank waberten ihr entgegen. Sie steckte die linke Hand in die Jackentasche. Fuck. Ihr Tränengas war im Zelt. Sei's drum. So nah bei der Frau hätte sie es sowieso nicht verwenden können.

Der Kahlköpfige sah für einen Moment auf, mit einem Blick, als sei Lou ein lästiges Insekt. »Eifersüchtig, du hässliche Bitch?« Er spuckte in ihre Richtung, bevor er sich wieder der halb nackten Frau zuwandte und deren Brüste betatschte.

»Ich habe gesagt, du sollst aufhören!« Aus den Augenwinkeln beobachtete sie den Dunkelhaarigen, der sein Bier

auf eine Bank gestellt hatte und näher torkelte. Er stolperte, musste schon ziemlich viel getankt haben. Plötzlich hielt er ein Klappmesser in der rechten Hand. Mit schwerer Stimme lallte er: »Verpiss dich, dreckige Asoziale.«

»Ihr lasst jetzt sofort die Frau in Ruhe!«

»Die Landstreicherin hat sich hier rumgetrieben und die öffentliche Sicherheit gestört. Sie gehört uns«, behauptete der Kahlköpfige.

»Sie gehört überhaupt niemandem. Also lass sie auf der Stelle gehen!«

Auf dem Boden wimmerte die junge Frau verzweifelt, der Kahlgeschorene hatte ihr mittlerweile die Hose heruntergerissen und machte sich an ihrem Slip zu schaffen.

Wenig Chancen, dass jemand sie hier hörte, trotzdem versuchte Lou zunächst, andere auf sich aufmerksam zu machen. »Hilfe! Helfen Sie mir! Hilfe!«, rief sie.

Vergeblich.

Der Dunkelhaarige schwankte ungerührt näher, das Messer auf sie gerichtet. Lou überlegte einen Moment, wich gleichzeitig ein Stück zurück. Riss dann den Reißverschluss ihrer Jacke auf, schlüpfte heraus, wickelte sich das Kleidungsstück um den linken Arm. Im nächsten Augenblick erreichte der Typ sie und hob die Klinge.

Lou machte einen Schritt auf ihn zu, zog mit einem kurzen Schrei den umwickelten Arm ruckartig hoch und blockte den Messerarm des Mannes, schlug zeitgleich mit der rechten flachen Hand in sein Gesicht. Verfehlte die Nase, weil der Typ den Kopf bewegte. Verdammt.

Der Kerl zog das Messer zurück, es schnitt durch ihre

Jacke, sie spürte die Klinge dicht über ihrer Haut. Die Jacke löste sich, fiel zu Boden. Bevor der Typ das Messer noch einmal heben konnte, setzte sie mit dem rechten Ellenbogen in Richtung seines Kopfs nach. Traf ihn voll unters Kinn, hörte den Kieferknochen knacken, sein Kopf schnellte nach hinten. Er brüllte. Sie schlug noch einmal zu, direkt auf die Nase, und dieses Mal traf sie. Der Dunkelhaarige sackte röchelnd zu Boden, Blut lief ihm übers Gesicht.

Der Kahlköpfige, der ihnen den Rücken zudrehte und ihren kurzen Kampf offenbar nicht bemerkt hatte, drückte immer noch die Frau auf den Boden, die verzweifelt mit ihm rang und ununterbrochen schrie.

Lou rannte in Richtung der beiden, trat auf etwas Rundes, rutschte aus und knallte mit der Schulter auf die gefrorene Wiese. Schmerz raste durch ihren Körper. Für einen Moment blieb ihr die Luft weg. Sie stöhnte und rappelte sich wieder hoch. Suchte und fand mit den Augen das, worauf sie ausgerutscht war, eine leere Schnapsflasche, und griff nach dem Flaschenhals. Stand auf. Sie spürte Ellies Kette auf ihrer Haut und umklammerte die eiskalte Schnapsflasche, ging die letzten Schritte auf den Typen zu.

Bevor sie ihn erreichte, drehte der Kahlköpfige sich um, grunzte wütend. Ruckartig stemmte er sich ein Stück hoch, wollte sich offensichtlich auf sie stürzen. Sie wich zur Seite, aber es gelang ihm dennoch, ihre Nase mit seiner Faust zu streifen. Sie ignorierte den aufflammenden Schmerz, wirbelte zu ihm herum und schlug ihm die Flasche auf den Kopf. Das dumpfe Geräusch, mit dem Glas auf Knochen

traf. Mit einem erstaunten Ausdruck in den Augen kippte der Typ zur Seite.

Mit dem Fuß stieß Lou ihn von der jungen Frau weg, die sich aufrappelte, die Hose hochzog, ihren Rucksack griff und davonrannte.

Der Kahlköpfige stöhnte, und Lou hob die Flasche erneut. Doch der Kerl blieb zur Seite gedreht auf der Wiese liegen. Sie schaute sich nach dem zweiten um. Und nach ihrer Jacke; in dieser Eiseskälte das Wichtigste, das sie besaß.

Leider hatte der Dunkelhaarige das offenbar auch kapiert. Er schien härter im Nehmen, als sie gedacht hatte. Wahrscheinlich spürte er keine Schmerzen, weil er so betrunken war. Gerade erhob er sich schwankend, ihre Jacke, die er vom Boden aufgelesen hatte, hielt er triumphierend in der Hand. Bevor sie irgendetwas tun konnte, sah sie wie durch Nebel, dass der Typ sein Messer in das Futter stieß. Er fluchte, riss und schnitt, zerfetzte die Jacke in kleine Teile, die sich auf dem Rasen verteilten. Den verbliebenen Rest riss er in zwei Stücke, das Innenfutter quoll heraus. Wie Blut.

»Dich stech ich auch gleich ab, Asoziale!«, brüllte er. Wieder und wieder stieß er sein Messer in die Überbleibsel von Lous Kleidungsstück, während er auf sie zuwankte, offensichtlich außer sich vor Wut.

Neben ihr regte sich der Kahlköpfige. Rappelte sich nun ebenfalls hoch.

Sie musste abhauen. Ihre linke Schulter tat höllisch weh, damit würde sie nicht mehr kämpfen können, außerdem hatte sie keine Lust, gegen zwei Männer gleichzeitig anzu-

treten. Aber sie war wie gelähmt. Ihre Jacke. Wie sollte sie denn ohne Jacke in so einer kalten Nacht ...?

Blut rann aus ihrer Nase, lief warm über Lippen und Kinn, tropfte auf ihren alten Wollpulli.

»Wir müssen weg hier! Weg! Komm schon. Schnell!« Die Schreie der jungen Frau rissen sie aus ihren Gedanken. Sie stand am Rand der Wiese und winkte hektisch in Lous Richtung. Wie aus einer Trance fuhr Lou auf und rannte ihr entgegen und, als sie sie erreichte, hinter ihr her.

»Ihr dreckigen Schlampen!«, hörte sie den Dunkelhaarigen brüllen.

Erst als sie den Rossmarkt erreichten, einen Platz, in dessen heller Straßenbeleuchtung noch zahlreiche Menschen ihre Weihnachtseinkäufe tätigten, wurden sie langsamer und blieben schließlich stehen. Lou schaute sich um. Niemand war ihnen gefolgt.

Sie lehnte sich an einen Laternenpfahl und rang nach Luft. Die junge Frau verharrte in ihrer Nähe, setzte ihren Rucksack ab und holte vorsichtig etwas kleines Schwarz-Weißes heraus, das sie leise vor sich hinmurmelnd in ihre Jackentasche steckte. Dann schwang sie den Rucksack wieder auf den Rücken und musterte Lou, genauso schwer atmend.

Lou erwiderte den Blick. Sie spürte, wie ihre Knie weich wurden, als sie an den Kampf zurückdachte. Das war gerade noch mal gut gegangen. Sie hatte den Dunkelhaarigen bei ihrem ersten Schlag nicht richtig getroffen, und wenn die Jacke nicht gewesen wäre, hätte er ihr den verdammten Arm zerschnitten. Ein Anfängerfehler. Ihr Krav Maga war

sichtlich eingerostet. Und falls einer der beiden Typen sie erkannt hatte und zur Polizei ...

Extrem unwahrscheinlich, schalt sie sich selbst. Die gingen garantiert nicht zur Polizei. Zudem war es dunkel gewesen und die Typen sturzbesoffen und gestresst und sie sah jetzt völlig anders aus, hatte abgenommen, und die Haare waren viel länger. Abgesehen davon lag die Sache lange zurück. Trotzdem, ein kleines Risiko blieb. Ihr Gerichtsverfahren und das, was die Öffentlichkeit für »die schockierende Wahrheit« hielt, war oft genug durch die Medien gegangen.

Sie holte tief Luft, Blut aus ihrer Nase lief in ihren Rachen, und ihr wurde ein wenig übel. Wenn die Polizei mitkriegte, dass sie sich in dieser Stadt herumtrieb und damit gegen ihre Bewährungsweisungen verstieß, die ihr genau das verboten ... Ein zweites Mal würde sie den Knast nicht ertragen. Das Eingesperrtsein, die Enge, das stete Aufeinandertreffen mit den anderen Frauen. Nie allein sein zu können.

Die eisige Luft drang durch ihren Pullover, ließ sie erschauern. Verdammt noch mal. Im Moment war das Gefängnis ihr geringstes Problem. Es war teuflisch kalt, und sie hatte keine Jacke mehr. Vielleicht würde sie in dieser Nacht einfach sang- und klanglos abkratzen. Und wenn es schlecht lief, bekäme sie sogar den einen oder anderen »Nachruf« in der Presse gratis obendrauf. Die ehemals preisgekrönte Journalistin Lou Endres, die nach ihrer Entlassung aus dem Knast nach kurzer Obdachlosigkeit erfroren im Leichenschauhaus lag. Es würde einige geben, die das als verdiente Strafe ansahen.



Sie hustete, spuckte blutigen Schleim auf den Boden. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass einige der vorbeieilenden Leute ihr lädiertes Gesicht und die Blutflecken auf ihrem Pulli anstarrten, bevor sie schnell den Kopf abwandten und weitergingen.

»Brauchst du ein Taschentuch? Wegen deiner Nase?«, fragte die junge Frau mit den hellrosa Haaren. Sie war offenbar wieder zu Atem gekommen, stand nun neben ihr und tätschelte unbeholfen ihren Arm. Lou stieß sich von dem Laternenpfahl ab.

»Wieder besser?«

»Geht schon.« Lou machte einen Schritt zur Seite, sie mochte es nicht, wenn jemand dicht bei ihr stand oder sie sogar anfasste.

»Hast du keine Jacke?« Die junge Frau musterte sie.

»Die hat das Arschloch gerade zerschnitten.«

Die junge Frau riss die Augen auf. »Echt jetzt? Hab ich gar nicht ... O Scheiße. Ist dir sehr kalt? Ich hab leider all meine warmen Klamotten an, sonst würd' ich dir was leihen.«

»Passt schon.« Mit den Fingern tastete Lou ihre Nase ab. Sie schien nicht gebrochen zu sein, und die Blutung ließ spürbar nach.

Die Frau streckte ihr einige Papiertaschentücher entgegen, die Lou nahm und vorsichtig gegen ihre Nasenlöcher drückte.

»Danke. Echt danke für gerade. Du warst so was von cool.« Die Frau kam schon wieder näher und klopfte Lou auf die schmerzende Schulter.

Lou biss die Zähne zusammen und wich erneut ein Stück zurück. »Keine Ursache. Und bei dir? Alles so weit klar?«, knirschte sie. Jetzt, wo das Adrenalin nachließ, brachte die Kälte ihre Haut trotz des dicken Wollpullis zum Brennen.

»Geht schon. Wäre echt schlimmer gewesen, wenn du nicht ...« Die Frau nestelte an einem schmutzigen Freundschaftsbändchen an ihrem Arm herum. »Der hat gesagt, er hat jedes Recht, mich zu ficken, weil ich Abschaum bin. Weil ich auf der Straße ...« Ihre Stimme kiekste weg, sie sah auf den Boden. »Egal. Wo hast du das gelernt? Ich mein', das mit dem Kämpfen? Das würde ich auch gern können.«

»Ist lange her.«

»Echt cool auf jeden Fall. Ich bin übrigens die Jenny.«

»Lou.« Ein wenig zögerlich. Aber auch die junge Frau schien sie trotz der Medienberichte nicht zu erkennen. »Hi, Lou«, sagte sie nur und strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Sie hatte schwarze, abgekaute Fingernägel, eine schorfige Lippe und einen Ring im rechten Nasenflügel. Ihre Schneidezähne standen auf charmante Art ein wenig schief, ihre Lider trugen viel zu dick lila Schminke. Kajal zog sich in dunklen Tränenlinien übers Gesicht. Jenny war zierlich, hübsch und sehr jung, aber man sah ihr an, dass sie schon zu lange draußen überleben musste. Sie hatte diesen leeren Blick, der nichts mehr erwartete.

Schrecklich, wenn man so jung bereits Platte machen musste, dachte Lou. Sie selbst hatte sechsundvierzig Jahre lang immerhin ein Dach über dem Kopf gehabt, auch wenn das nicht immer ...

»Du lebst auch hier draußen und hast keine Wohnung, oder?«, fragte Jenny.

Lou nickte.

»Du bist aber noch nicht lange in der Stadt. Ich habe dich noch nie gesehen.«

Lou schüttelte den Kopf. »Seit zwei Monaten ungefähr.«

Jenny lächelte wissend, setzte ihren Rucksack erneut ab und holte umständlich eine große zusammengefaltete Jutetasche heraus, die oben einen Reißverschluss hatte, und hielt sie Lou mit verschämter Miene hin. »Hier. Ein kleines Geschenk. Die ist echt ganz neu. Als Dank für vorhin. Mehr ... mehr hab ich leider nicht.«

»Aber das kann ich nicht ...«

»Bitte.« Jenny streckte ihr weiterhin die Tasche entgegen.

Lou bedankte sich und nahm sie schließlich. Sie konnte sie gut gebrauchen, und Jenny schien es wichtig zu sein. Sie hängte sie über die Schulter.

Kurz standen sie sich wortlos gegenüber, dann grüßte Lou mit der Hand. »Ich verzieh mich dann mal wieder. War nett, dich kennengelernt zu haben.«

»Willst du nicht ... willst du mit zum Feuersee kommen? Da war ich schon Ewigkeiten nicht mehr, weil ich in einer ganz anderen Ecke der Stadt ... Aber beim Hilfsmobil gibt's bestimmt was zu essen.« Jenny zeigte auf den Eingang der U-Bahnstation und machte Anstalten, Lou schon wieder am Arm anzufassen.

Lou machte einen Schritt rückwärts. Eigentlich wäre sie lieber wieder allein gewesen. Aber das Hilfsmobil beim Feuersee war auch ihre erste Wahl.

»Okay«, sagte sie schließlich zögerlich.

Jenny setzte ihren Rucksack wieder auf. »Was hast du gemacht, bevor du hierher ...« Sie zeigte auf die Straße vor sich.

Lou spürte ein unangenehmes Ziehen im Bauch. Dachte kurz darüber nach, einfach irgendetwas zu erfinden. Tat es dann aber doch nicht. »Ich war Journalistin.«

Jennys Augen weiteten sich. »Boah, wie geil! Krass! Ich hab noch nie eine echte Journalistin kennengelernt! Echt jetzt! Aber ich hab mal einen Film gesehen, auf Youtube, über zwei Reporterinnen, die was über ein Tierheim berichten wollten. Da muss man megaviel schreiben, so viel würde mir gar nicht einfallen.«

Die Bewunderung, die in ihren Augen leuchtete, ließ Lou den Blick senken. Langsam setzte sie sich in Bewegung Richtung U-Bahnstation.

Jenny folgte ihr. »Aber wieso bist du jetzt hier? Wenn du Journalistin warst?«

Lou kniff die Lippen zusammen. Über das, was passiert war und was das aus ihr gemacht hatte, sprach sie nie.

## Kapitel 2

Ein schneidender Wind war aufgekommen, der den Geruch nach Heizungsrauch mit sich führte. Lou zitterte vor Kälte, als sie gemeinsam mit Jenny die große U-Bahnstation betrat. Ins grelle Neonlicht. Immer noch presste sie das Taschentuch gegen die Nase.

Jenny redete viel und schnell. Sie lispelte stark. Obwohl sie aussah wie 16, war sie wohl schon 21 Jahre alt und lebte seit vier Jahren auf der Straße, davor hatte sie immer wieder bei ihrem Stiefvater oder in verschiedenen Wohngruppen gewohnt. In der Schule war sie gemobbt worden, deshalb hatte sie vor dem Hauptschulabschluss abgebrochen.

»Eines Tages hatte ich die Schnauze voll. Ich bin einfach abgehauen«, erzählte sie gerade. »Ich hab niemanden, zu dem ich gehöre, hatte ich noch nie, weißt du, nur Livie. Was für ein Glück, dass die im Rucksack war, als dieses Arschloch mich angegriffen ... Ich wusste, dass die beiden nichts Gutes wollen. Jedenfalls hab ich sie in Sicherheit gebracht. In den Rucksack, weißt du? Aber meistens trag ich Livie im Mantel rum, ganz dicht bei mir.« Sie blieb stehen, griff vorsichtig in die Tasche ihres bunten, abgewetzten Mantels

und holte eine junge schwarze Ratte mit weißen Flecken hervor. Lou stoppte ebenfalls.

»Das ist Livie. Sag Hallo zu Lou.« Jenny hob die Ratte ein Stück in Lous Richtung. »Die ist meine beste Freundin«, fuhr sie fort. »Menschen enttäuschen dich nur.«

Lou sagte nichts darauf.

»Selbst hier auf der Straße lachen die manchmal über mich, weißt du? Weil ich so komisch rede«, fügte Jenny leise hinzu. Und dann, in Richtung der Ratte: »Aber wir brauchen niemanden, gell, meine Kleine?« Sie gab dem Tier einen Kuss auf den Rücken, bevor sie es zurück in ihre Manteltasche setzte.

Kurzes Schweigen trat ein. Lou wusste genau, wie es war, auf sich allein gestellt zu sein.

»Ich bin so froh, dass der Kleinen nichts passiert ist, echt«, wiederholte Jenny irgendwann und kramte in ihrer Hosentasche. Sie standen mittlerweile im großen, hellen Eingangsbereich der U-Bahnstation, in dem es einige Läden gab und eine niedrige Skulptur mit einer golden glänzenden Weltkugel als Kopf. Durchsagen, eilige Schritte und Stimmengewirr mischten sich zu einer städtischen Geräuschkulisse. Wenigstens war es nicht so kalt wie draußen und windgeschützt.

»Ein Glück, dass das vorhin viel besser gelaufen ist als bei der Steffi ihrer Ratte«, fuhr Jenny fort. »Kanntest du die Steffi?«

Lou schüttelte den Kopf.

»Die kam aus der Oststadt, da wo auch die Bahnlinie durchgeht, weißt du? Ständig high, die Steffi, echt jetzt.

Ist in ihrem Schlafsack verbrannt. In der Nähe vom alten Sportpark. Vor ungefähr vier Wochen war das.«

»Ach ja, von der Sache habe ich gehört. Ich wusste nur nicht, dass die Tote Steffi hieß. Schrecklich.« Lou erschauerte.

»Ich finde das auch echt schrecklich, auch wenn ich die Frau nicht so mochte. Und was ich echt nicht kapiert, ist, warum die alle immer nur über die Steffi reden. Wie übel ihr Tod war.« Jenny durchwühlte ihre andere Hosentasche. »Dabei hat die Steffi doch so viele Downer eingeworfen, dass sie ohnmächtig geworden und dann direkt am Feuer eingepennt ist. Hätte die ja nicht machen müssen, dann wär sie auch nicht gestorben. Aber ihre Ratte, die konnte echt gar nichts dafür. Trotzdem ist die in ihrem Käfig verdurstet. Weil die Steffi die ja nicht mehr füttern konnte. Hab ich gehört. Das finde ich noch viel schlimmer. Weil die gar nichts dafür konnte, die Ratte.«

»Ich finde beides schlimm.«

Jenny zog eine kleine Plastiktüte hervor, in der sich zwei Apfelschnitze befanden. Einen davon hielt sie an ihre Jackentasche, woraufhin sofort der kleine, schwarze Kopf mit den langen Schnurrhaaren auftauchte, mit winzigen, scharfen Zähnen den Apfel packte und verschwand. Jenny lächelte, während sie das andere Apfelstück umständlich wieder verstaute.

Lou trat von einem Fuß auf den anderen. Die Bahn würde erst in siebzehn Minuten fahren, und obwohl es in der Eingangshalle deutlich wärmer als draußen war, musste sie in Bewegung bleiben, damit die Kälte nicht bis in ihr

Inneres kroch. Unwillig schüttelte sie den Kopf. Als Journalistin hatte sie auch schon unangenehme Winternächte draußen verbracht, damals mit der Kamera im Anschlag. Der Verlust einer Jacke hätte sie niemals von einer Story abgebracht. Und nun musste sie da eben auch durch. Nur dass es jetzt lebensgefährlich ...

»Ich hab mich echt gefragt, was die Steffi in der Nacht im alten Sportpark gemacht hat«, meinte Jenny nachdenklich und riss Lou damit aus ihren Gedanken.

»Wahrscheinlich hat sie ein ruhiges Plätzchen gesucht, wo sie ungestört Drogen konsumieren konnte? Wenn sie so viele Downer genommen hat?«, vermutete sie.

Jenny schüttelte entschieden den Kopf. »Nee, nicht beim alten Sportpark. Da ist es so was von unheimlich in der Nacht.« Sie rieb sich die Schultern und senkte die Stimme. Die Art, wie sie dastand, ein wenig gebückt, wirkte kindlich und gleichzeitig viel zu erwachsen. »Die haben einen uralten Friedhof kaputt gemacht, als die den Sportpark gebaut haben, hast du das gewusst? Anscheinend haben die die Knochen einfach in den Feuersee gekippt. Und die Toten sind natürlich echt sauer, weil die gestört wurden. Zu so was geht niemand bei Nacht, selbst wenn der alleine sein will, echt jetzt. Und die Steffi hat schon lange Platte gemacht. Die wusste, wo es gefährlich ist.«

»Du weißt das doch bestimmt auch, oder? Also was hast du vorhin im Park zu suchen gehabt?«, konnte Lou sich nicht verkneifen zu fragen. »Ich bin zwar noch nicht lange hier, aber dass der Invalidenpark ebenfalls keine besonders gute Gegend ist bei Nacht, das weiß ich bereits.«



»Keine Ahnung, nichts Besonderes«, gab Jenny zurück. Sie klang schuldbewusst. Vielleicht nahm sie Drogen, hatte sich dort welche besorgt und wollte es nicht zugeben? Der Invalidenpark war ein beliebter Umschlagplatz. Vielleicht wurmte es sie aber auch nur, so leichtsinnig gewesen zu sein.

»Du warst doch auch da.« Jenny strich sich die Haare aus dem Gesicht.

Lou schüttelte den Kopf. »Ich bin auf der Bank eingepennt, das ist was anderes. Außerdem weiß ich, wie man sich wehrt.« Sie räusperte sich. »Du musst die beiden Arschlöcher anzeigen.«

»Auf keinen Fall!«, fuhr Jenny auf. Entfernte sich ein paar Schritte von Lou. Blieb dann aber doch wieder stehen. »Ich geh sicher nicht zu den Bullen!« Sie scharrte mit dem Fuß über den Boden.

»Probleme?«

»Das geht dich einen Scheiß an.« Jenny drehte sich um und stapfte einfach davon.

Früher wäre ihr diese Reaktion seltsam erschienen. Heute konnte Lou sie verstehen, sie mied die Polizei ja ebenfalls. Und über ihre Vergangenheit redete sie auch nicht. Sie sah Jenny nach, bevor sie langsam am Zeitschriftenkiosk vorbeiging, der gerade schloss, und machte einen großen Bogen um eine Frau mit einem Schäferhund an der Leine. Wenn sie ehrlich war, erleichterte es sie, wieder allein zu sein.

Ihre Nase hatte aufgehört zu bluten, und sie nahm das blutgetränkte Taschentuch aus dem Gesicht, steckte es zwischen den Unrat eines überquellenden Mülleimers und warf einen Blick in das spiegelnde Kunstobjekt in der

Mitte der Eingangshalle. Sie sah furchtbar aus. Ihre Nase war rot und geschwollen und ihren dicken Wollpulli zierten Blutflecken und vertrocknete Blätter. Immerhin war ihre übrige Kleidung sauber, und die Haare hatte sie am Morgen gewaschen. Es gelang ihr mal mehr und mal weniger, aber sie bemühte sich um ein gepflegtes Auftreten, damit nicht jeder auf den ersten Blick erkannte, dass sie auf der Straße lebte. Das war ihr wichtig, genauso wie eine tägliche Dusche. Gelegentlich fragte sie sich, wieso eigentlich. Es gab keinen Weg zurück. Nicht für sie. Sie saß in einem schwarzen, dunklen Loch mit glatten Wänden, aus dem es kein Entrinnen gab. Zusammengepfert mit den Geistern der Vergangenheit.

Auf dem Bahnsteig traf sie Jenny wieder, die reumütig aussah und mit einer kleinen Schnapsflasche in der Hand zu ihr herübertrötete. Sie streckte ihr die Flasche hin. »Friedensangebot?«

»Ich trinke nicht«, meinte Lou. »Nicht mehr.«

Jenny nahm selbst einen Schluck. »Tut mir leid wegen gerade«, brachte sie heraus.

Lou zuckte die Schultern. »Schon okay.«

Jenny sah erleichtert aus, steckte den Schnaps ein und sagte: »Du bist echt nett. Wir könnten uns zusammentun. In den Nächten wäre das echt viel sicherer. Es gibt hier draußen eine Menge kranker Arschlöcher. Was meinst du?«

In Lou zog sich alles zusammen. Sie starrte auf die Anzeigetafel und tat so, als habe sie die Worte nicht gehört. In diesem Fall konnte sie nicht helfen. Sie war immer eine

einsame Wölfin gewesen und würde immer eine bleiben. Für das Zusammenleben mit anderen war sie nicht geschaffen.

Jenny schien auf eine Antwort zu warten, als die nicht kam, knibbelte sie wieder an ihrem Freundschaftsarmbändchen herum, das sie am rechten Handgelenk trug. Es lag etwas schrecklich Verlorenes in der Art, wie sie dastand. Das versetzte Lou einen Stich.

Als endlich die U-Bahn einfuhr, stiegen sie wortlos ein. Herrliche Wärme umfing sie. Lou ließ sich auf den bequemen Sitz sinken, lehnte sich zurück und versuchte, nicht weiter über Jenny nachzudenken. Ein Abendessen, danach würden sie wieder getrennte Wege gehen.

Ein Mann, der mit zwei kleinen Kindern gegenüber saß, stand auf und schob seine Sprösslinge etliche Sitzreihen weiter. Einige andere Fahrgäste taten so, als wären sie beide gar nicht da. Als wären sie unsichtbar. Lou verschränkte die Arme. Immer noch besser, als angepöbelt, bespuckt oder tätlich angegriffen zu werden. Oder beim Schlafen angepinkelt, wie das einem Kollegen passiert war, als ein Mitglied der Stadtguards seinen Nachtplatz entdeckt hatte. *Für eine sichere, ausländer- und obdachlosenfreie Innenstadt*, damit waren die Idioten mittlerweile sogar auf Flyern.

Jenny sprach nicht mehr und spielte weiterhin mit dem Freundschaftsbändchen. Einmal lugte der kleine schwarze Fellkopf kurz aus ihrer Manteltasche und zauberte erneut das strahlende Lächeln auf das Gesicht der jungen Frau.

So könnte sie in einem anderen Leben aussehen, schoss es Lou durch den Kopf. Als sich ihre Blicke trafen, senkte sie

schnell den Blick. Zu spät, Jenny interpretierte den kurzen Moment offensichtlich als Beginn weiterer Konversation.

»Wo pennst du eigentlich?«, fragte Jenny.

»In ... in einem Zelt«, bekannte Lou. Merkte die Frau nicht, dass sie lieber ihre Ruhe hatte?

»In einem großen?«

Lou zuckte unwillig mit den Schultern.

»Wo steht es denn?«

»Ist doch egal.« Lou wandte sich zum Fenster um.

»Aber dann könnte ich doch bei dir bleiben, oder? Wenn du ein eigenes Zelt hast.« Jenny fasste sie schon wieder am Arm an. »Da wo ich bisher untergekommen bin, musste ich nämlich weg. Ich weiß gerade nicht, wo ich hin soll. Ich hab echt Angst alleine. Bitte, bitte.«

Lou sagte nichts, schaute nur nach draußen auf die Betonwand des Tunnels, ein saures Gefühl im Magen. Sie musste die junge Frau wieder loswerden, so schnell es ging. Denn aus irgendwelchen Gründen fing Lou an, ihr helfen zu wollen. Aber sie konnte ja nicht mal sich selbst helfen. Sie konnte nicht auch noch Verantwortung übernehmen für jemand anderen. Und wieder versagen. Außerdem war es auch für Jenny besser, wenn Lou sie nicht mit in den Abgrund zog. Zumal Jenny vermutlich sowieso verschwinden würde, sobald sie kapierte, dass sie den Namen Lou Endres irgendwo in den Medien schon mal gehört hatte. Und das hatte sie mit Sicherheit. Lous Mund war wie ausgedörzt.

»Wir Frauen müssen echt zusammenhalten und uns gegenseitig schützen«, fuhr Jenny indessen fort. »Ich kenn’

mich gut aus, ich könnte dir ein paar Sachen zeigen, wo du zum Beispiel eine neue Jacke ...«

»Ich glaube, ich bin lieber allein«, unterbrach Lou sie leise.

Jenny sah aus, als habe sie ihr eine Ohrfeige gegeben. »Okay. Verstehe«, murmelte sie nur und wandte sich wieder ihrer Jackentasche zu, in der sich die Ratte bewegte.

Fuck, dachte Lou. Für einen Moment hasste sie sich und ihr Leben noch mehr als sonst.